14 Illustriertes Sonntagsblatt 1902
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Hauptmann Eggebrecht.

Roman von Clara Finke. (Nachdruck verb.)

1. Eine dunkle Vergangenheit.

Man hatte bei der Hochzeitsfeier, die in einem der ersten Berliner Gasthöfe stattfand, den Höhepunkt des Vergnügens erreicht; zahlreiche Reden waren gehalten worden, die dem Brautpaare und dessen näheren Anverwandten gegolten hatten. Nun erbat der Senior der Familie, „Großonkel Theodor," noch einmal die Aufmerksamkeit der Gesellschaft zu einem Schlußtoast, der keiner besonders bezeichneten Person, vielmehr dem allgemeinen Wohl der fröhlichen Versammlung galt.

Der liebenswürdige alte Herr, dem die Herzensgüte aus den Augen leuchtete, schloß seine Rede mit den Worten:

„Nun möchte ich im Hinblick auf dieses doppelte Fest, das wir heute feiern, noch einen besonderen Wunsch aussprechen. Sagt es uns doch der brennende Weihnachtsbaum, unter dem vor wenigen Stunden das junge Paar den Segen der Kirche zum Bunde fürs Leben empfing, daß wir uns in der seligen, fröhlichen, gnadenbringenden Weihnachtszeit befinden. Möge ihr verklärender Schein nicht nur in die Herzen dieses jungen Paares fallen, nein, möge auch jeder unter uns sein Teil davon mit sich nehmen. Die guten Gaben, die das Geschick uns spendet, sollen wir mit Dank und Demut empfangen, aber kommt es einmal anders, als wir es heiß ersehnten, dann sollen wir nicht verzweifeln, sondern immer wieder aufs neue hoffen und unser Glück vom Himmel erflehen. Die Liebe, die nimmer aufhört, überwindet alles! Möge jeder die Früchte dieser Erkenntnis genießen, dem ein treues, warmes Herz in der Brust schlägt, darauf leere ich mein Glas!"



Neues österreichisches Sanitäts-Fahrrad. (Mit Text.)

Nun wurde der alte Herr von den Festteilnehmern umringt, die mit ihm anstoßen wollten. Zum Schluß nahte sich ihm ein stattliches Paar — die zwei wußten, daß er für sie gesprochen hatte! — Die Dame war eine hoheitsvolle Erscheinung mit den klassisch schönen Gesichtszügen einer antiken Camée. Ihr standen die Thränen in den dunklen Augen, als sie sagte:

„Deine Worte erfüllen mich mit neuem Mut — sie galten uns, nicht wahr, Onkel Theodor?"

Der zog sie an seine Brust und erwiderte, sie herzlich küssend:

„Uebers Jahr zündet ihr vielleicht den Weihnachtsbaum im eigenen Hause an! — Halte treu mit Deinem Leonhard zusammen; der Himmel wird euch euer Ziel erreichen lassen!"



Kleine Bettler.
Nach dem Gemälde von L. Perrant.

Er schüttelte dem Begleiter Gerdas zur Bekräftigung seines Wunsches die Hand.

Dieser kämpfte die Bewegung, die sich auf seinem Antlitz widerspiegelte, mühsam nieder.

Als das Paar sich zum Gehen wendete, weilten die Blicke des alten Geheimrats mit Wohlwollen auf der stattlichen, fast hünenhaften Gestalt des Herrn, dessen geistvolles Gesicht ein reiches Innenleben bekundete.

Mancher bewundernde Blick folgte dem Paar, welches nun, nachdem die Tafel aufgehoben war, sich unter die Menge mischte.

Die beiden bildeten auch weit mehr den Gesprächsgegenstand der Gäste, als die Neuvermählten selbst.

In einer Ecke des Rauchzimmers hatten an einem kleinen Tischchen Bildhauer Eberhard, ein alter Hausfreund der Seldenecks, und Rittmeister von Moser, der vor nicht langer Zeit in Gerda sterblich verliebt gewesen war, Platz genommen. Auf diese ehemalige Verliebtheit spielte auch der Bildhauer an, als er mit schalkhaftem Lächeln sagte:

„Nicht wahr, sie hat sich nicht verändert? Immer noch dieselbe herrliche Erscheinung! — Wie haben Sie denn die Sache überwunden?"

„Wie ein Mann, der eben mehr Rittmeister, als Gefühlsschwärmer ist, so etwas überwindet! Aber wahrhaftig, ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn Hauptmann Eggebrecht sich nicht auf dem Schauplatz gezeigt hätte. Wird denn die Verlobung heute nicht öffentlich verkündet?"

Der Bildhauer zuckte die Achseln.

„Also immer noch die geheimnisvollen Hindernisse?"

„Es ist allerdings schwer, über solche allgemeinen Vorurteile hinwegzukommen."

„Der Hauptmann ist also wirklich im Irrenhause —"

Der Bildhauer warf unruhige Blicke umher, und da niemand auf das Gespräch achtete, erwiderte er flüsternd, während sich seine Finger zusammenkrampften:

„Mir schnürt es jedesmal das Herz zusammen, wenn ich daran denke. Es war damals wohl für jeden eine schlechte Zeit, im französischen Kriege, wenn man immer wieder von neuem hörte, wie so viele jungen Freunde in ihrer Blütezeit dahingerafft wurden, aber nichts erschütterte mich so, als das Schicksal Eggebrechts, und nichts ist mir damals unerklärlicher gewesen, als das Benehmen seiner Frau."

„Wie? Er war schon einmal verheiratet?" fragte der Rittmeister mit unverhohlenem Erstaunen. „Er ist jetzt also Witwer?"

„Nein, er lebt seit vielen Jahren von der Frau getrennt."

„Also deshalb der Aufschub der Verlobung?"

„Deshalb, und aus anderen Gründen, die intimerer Natur sind."

„Sie sprachen von dem Benehmen seiner Frau —"

„Sie haben ein gutes Gedächtnis, lieber Rittmeister," lächelte Eberhard, „aber ich finde Ihr Interesse für die Schicksale des Mannes, der Gerda von Seldeneck heiraten soll, begreiflich. Die Frau trennte sich damals von ihm, sie floh vor ihm, und so durfte er nicht einmal seine kleine Tochter sehen, die während seiner Abwesenheit geboren worden war."

„Das muß ein fürchterliches Weib sein."

„Im Gegenteil, eine ganz sanfte Frau."

Der Rittmeister wollte eben um eine Erklärung bitten, als die Hausfrau eintrat und ihn als Partner für den eben beginnenden Tanz bat.

Der allein zurückgebliebene Bildhauer zündete sich eine Cigarre an und blies nachdenklich den Rauch in die Luft. Ein alter Professor der Naturgeschichte störte ihn in seinen Gedanken.

„Sagen Sie, lieber Eberhard," sprach der Hinzutretende, sich zu ihm setzend, „wenn ich nicht irre, hörte ich von Ihnen den Namen „Eggebrecht" aussprechen. Man hört ihn übrigens überall heute abend. Wo hat der Mann nur seine großartigen, naturgeschichtlichen Kenntnisse her? Sein Werk: „Ueber die Schmetterlinge Brasiliens" hat in unseren Fachkreisen geradezu Aufsehen erregt. Er ist wohl ein geborener Brasilianer?"

„Das nicht, aber er hat sich einige Jahre dort aufgehalten, um sich jene Kenntnisse anzueignen und so den Grund zu einem späteren Erwerb zu legen."

„So, so! Ich glaubte, er hätte Vermögen!"

„Nein, seine Frau war sehr wohlhabend — sie trennte sich von ihm. Sie hätte ihn wohl unterstützt, er aber wies dieses Anerbieten zurück und begnügte sich mit seiner Pension."

Nun erblickte der Professor Fräulein von Seldeneck, die in einiger Entfernung von ihren Plätzen vorüberging.

„Bei der Rückkehr in die Heimat," sagte der Künstler, auf Gerda deutend, „wurde ihm zum Entgelt für die Wunden, die das Geschick ihm einst geschlagen hatte, das Herz dieses herrlichen Mädchens zu eigen."

„Die Verlobung darf wohl als sicher betrachtet werden?"

„Noch scheint es nicht völlig. Was ihrer Verbindung entgegensteht — ich weiß es nicht, wenn ich es auch ahne. Gerda hatte wohl bald mit ihren Samariteraugen entdeckt, was er gelitten, und betrachtete es als heilige Mission, ihn gänzlich mit der Welt zu versöhnen."

„Wie lernten sie sich eigentlich kennen?"

„Der Hauptmann ist mit unserem heutigen Bräutigam, Fräulein von Seldeneck mit der Braut verwandt."

„Daß eine Dame, deren Schönheit und Klugheit so allgemein bekannt ist, sich erst so spät verlobt und unter solchen wunderbaren Umständen!"

„Sie war ja schon einmal verlobt."

„Darf man fragen mit wem?"

„Mit einem Künstler, einem jungen Bildhauer. Reinhold war mein Studiengenosse auf der Dresdener Akademie und wurde bald mein bester Freund. Durch mich lernte sie ihn kennen. Ein herrlicher Mensch, dessen liebenswürdiger Charakter mit seiner großen Begabung wetteiferte. Wenn ich noch an die herrlichen Zeiten von damals zurückdenke — es waren der Jugend Rosentage! — Alles hin! — Daß er so früh und so schrecklich sterben mußte! Ein Rätsel, das zu raten mir das Schicksal aufgegeben hat, mit dessen Lösung ich mich aber vergebens abmühe."

„Wohl ein gewaltsames Ende?"

„Ja, gewaltsam genug war es. Naturgewalt zermalmte ihn! Er kam bei dem Erdbeben bei Casamicciola ums Leben."

„Ah!"

„Sie können sich wohl vorstellen, wie schwer Gerda die Einwilligung ihrer Eltern zu dieser Verbindung erringen konnte."

„Ihr Vater, der General, galt ja für sehr stolz."

„Er war es, auf seinen Adel und seine Stellung. Er wollte die Tochter zu einer standesgemäßen Heirat zwingen. Ich habe gefürchtet, sie werde unterliegen — sie hat sich endlich doch durchgerungen. Aber um welchen Preis! Anderen Mädchen, die von zärtlicher Elternliebe behütet, herangewachsen sind, erscheint das Leben in diesen Jahren wie ein holder Frühlingstraum; sie wurde von Stürmen umtobt, denen ein Mensch in seiner vollen Kraft kaum Widerstand zu leisten vermag. Die Eltern fügten sich schließlich doch ins Unvermeidliche und ebneten dem jungen Künstler die Wege. Der General nahm seinen Abschied und ging mit Frau und Tochter auf einige Jahre nach Italien. Reinhold begleitete sie.

„Es wurde ihm in Rom ein Atelier eingerichtet, und er schuf nun unter dem beseligenden Einfluß seiner Liebe und frei von jeder Sorge so viel Herrliches, daß ihm eine glänzende Zukunft gewiß schien. Reinhold reiste, einige Wochen bevor die Hochzeit stattfinden sollte, nach Ischia, um auf einem besonders malerisch gelegenen Punkt der Insel eine kleine Villa ausfindig zu machen, geeignet, sein junges Glück aufzunehmen. Er sollte von dort nicht mehr zurückkehren. Dem furchtbaren Erdbeben, welches in der Nacht nach Reinholds Ankunft den größten Teil der Insel zerstörte und tausende von Menschenleben vernichtete, fiel auch er zum Opfer."

Eine Weile schwiegen beide, ihren Gedanken nachhängend, dann sagte der Professor:

„Nun, sie überwand den Schmerz."

„Freilich, aber schwer. Sie verfiel in lebensgefährliche Krankheit, von der sie erst nach langer Zeit wieder genaß. Dann lebte sie mit ihren Angehörigen in ländlicher Einsamkeit auf dem Familiengut, welches sie als einziges Kind nach dem bald darauf erfolgten Tode ihrer Eltern nebst anderem großen Besitz erbte. Sie verwendete einen beträchtlichen Teil ihres Eigentums zu guten Werken, ja, ihr Leben war eigentlich eine Kette von Wohlthaten zu nennen, in deren Ausübung sie den Frieden der Seele wiederzufinden hoffte."

„Also eine von den wenigen, die das Unglück veredelte."

„Das wissen die Leute von der Kunst am besten. Sie hat in der Stille viele aufstrebende Talente unterstützt, und die Schwester des Verstorbenen, Fräulein Hedwig Reinhold, eine talentvolle Landschaftsmalerin, verdankt ihre Ausbildung Gerdas werkthätiger Hilfe."

Indessen war der Contretanz beendet und Rittmeister v. Moser wieder frei geworden. Durch die Säle schlendernd, stieß er auf seinen Vorgesetzten, den Oberst von Scholten, den er begrüßte.

Auch die Frau Oberst, eine sehr gesprächige Dame, gesellte sich zu ihnen und begann in ihrer etwas derben Manier, auf Gerda deutend, sogleich zu schwatzen.

„Ist die Aermste nicht zu bedauern, Herr Rittmeister, „sich einen Mann zum Gatten zu wählen, der — man mag es kaum aussprechen — geisteskrank ist? Wenn sich bei ihm die Tobsuchtsanfälle einstellen, dann ist keiner in seiner Umgebung des Lebens sicher, mit Messern und Pistolen geht er auf die Leute los! Danach verfällt er in einen völlig kindischen Zustand, läuft mit dem Schmetterlingsnetz durch die Wälder und reitet auf einem Steckenpferd mit einer Kindertrompete in der Hand spazieren, wobei er sich einbildet, der Trompeter von Vionville zu sein."

„Aber, Allergnädigste verzeihen," wagte der Rittmeister ihren Redefluß zu unterbrechen, „was das Schmetterlingsnetz anbetrifft, so gehört das wohl zu den Requisiten eines Naturforschers, wenn dieser, wie der Hauptmann Eggebrecht, sich besonders der Entomologie zugewendet hat."

„Diese ganze Entomologie ist wohl mehr als „Ente" aufzufassen, von den Verwandten Gerdas aufgebracht, um sein kindisches Gebahren zu verschleiern. Der Aermste kann ja nichts für seinen Zustand, aber unverantwortlich ist es, die arme, bethörte Gerda in ihr Unglück hineinrennen zu lassen."

„Ich hörte, er sei längst von seiner Krankheit genesen, die ihn vor vielen Jahren ergriffen hatte."

„Wenn auch vielleicht eine Besserung, sogar scheinbare Heilung eingetreten ist, so kommt solch ein Leiden doch immer wieder. So einen Mann heiratet man doch nicht. Ich habe sie gewarnt, aber vergeblich, sie hat sich so in ihr Samaritertum hineingelebt, daß sie keinen vernünftigen Vorstellungen Gehör schenkt. Ein Glück, daß es mit der Hochzeit noch zu hapern scheint. Seine arme, erste Frau soll ihn nach wie vor glühend lieben; er haßt sie aber — natürlich ist das auch eine Wahnvorstellung seinerseits. Sie will nämlich, trotzdem er seit sechzehn Jahren vor ihr geflohen ist, nicht in die gerichtliche Scheidung willigen. Das ist übrigens sehr verständig von ihr. Sie verhindert damit, daß noch ein armes Weib durch ihn unglücklich wird. Hoffentlich bleibt's dabei und Gerda ist gerettet! — Finden Sie es übrigens ehrenhaft, daß er sich von seiner Frau ernähren läßt, die sich das Recht, die Tochter behalten zu dürfen, mit einer enormen Geldsumme von ihm erkaufte?"

„Ist das verbürgt, meine gnädige Frau?"

„Aber gewiß! Dieses Vermögen hat er natürlich längst verschleudert. Nun lockt ihn Gerdas Reichtum, der ja noch größer ist als der seiner ersten Gattin. Daß Gerda, eine Generalstochter, die noch heute mit ihren dreißig Jahren die glänzendsten Partien machen könnte, mit einem Hauptmann a. D. zufrieden ist! Wenn er noch wenigstens aktiv und von Adel wäre!"

„Sie ist der Stimme ihres Herzens gefolgt!"

„Ich kenne manchen Offizier vom Hauptmann bis zum General, der sie anbetet. Wenn sie nur hätte zugreifen wollen, sie könnte längst eine viel beneidete Frau in glücklichster Lebensstellung geworden sein. Aber sie muß abermals hinabsteigen!"

„Warum abermals hinabsteigen, meine Gnädigste?"

„Nun, was war das damals für eine unbegreifliche Wahl mit diesem plebejischen Steinmetzen, ihrem ersten Bräutigam."

„Ich hörte, er sei Bildhauer gewesen," erlaubte sich der Rittmeister zu verbessern.

„Ganz gleich, meinetwegen auch Bildhauer, es muß nicht viel an ihm gewesen sein, denn ich habe nichts von ihm gesehen und ich besuche doch gewissenhaft alle Kunstausstellungen."

„Er starb zu früh, als daß er allgemein hätte bekannt werden können."

„Gut, daß der Himmel selbst ein Einsehen hatte, und das arme Mädchen vor einem ihrer ganz unwürdigen Dasein bewahrte. — Nun allerdings steht es um sie noch viel schlimmer. Vergeblich sucht man ihr die Augen zu öffnen, und an Anspielungen fehlt es nicht, aber sie will sie nicht verstehen. War das nicht ein köstlicher Einfall der kleinen Asta von Beringer, als sie beim Polterabend als Zigeunerin, die fast für jeden der Zuhörer eine kleine Stichelei hatte, zu dem Hauptmann sagte:

„Er setzet sich ins volle Faß,
Und sagt: Meine Mittel erlauben mir das."

Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre dem also Angedichteten dieser schöne Vers abermals zu Gehör gekommen, denn der Hauptmann ging nahe an der Gruppe mit Gerda und Onkel Theodor vorbei. Der Inhalt des Gesprächs, das die Drei führten, konnte nicht erfreulicher Natur sein, denn der tiefe Ernst in Leonhards Antlitz ging in den Ausdruck schweren Kummers über, als er auf des Geheimrats Frage, wie seine Angelegenheit stände, mit einem tiefen Seufzer antwortete:

„Sehr schlecht, lieber Onkel, die Sache stellt sich immer aussichtsloser dar, und ich müßte verzweifeln, wenn meine Gerda sich nicht der Hoffnung hingäbe, daß vielleicht doch noch der Widerstand von der anderen Seite zu besiegen sei. Wodurch man dieses Wunder bewirken könnte — ich weiß es nicht! Nicht einmal auf den Standpunkt des Rechts darf ich mich stellen, auch da würde ich unterliegen."

„Sollte es denn gar keinen Ausweg geben?"

„Nein, lieber Onkel! Ich sehe nur, daß mir die Möglichkeit verwehrt wird, in der Heimat ein neues Heim zu gründen — in der Heimat, in welcher allein ich mich glücklich fühlen kann und der, als ich im Auslande war, schon jeder meiner sehnsuchtsvollen Gedanken galt und in der ich nun," sagte er, Gerda tief ins Auge schauend, „das Köstlichste gefunden habe!"

„Verzage nicht, mein Leonhard," rief Gerda in tiefer Bewegung. „Das Schicksal ist uns beiden Ersatz schuldig für die Leiden der Vergangenheit, der Himmel wird uns Beistand leisten — von welcher Seite er auch komme. Ich habe den festen Glauben, es wird uns Hilfe zu teil werden!"

Ihre schönen, seelenvollen Augen weilten mit tröstendem Blick auf seinen ernsten Zügen und verscheuchten die Kummerwolke von seinem Antlitz. Es war, als wenn ein Sonnenstrahl sieghaft den Nebel verscheucht, der auf einer Landschaft lagert, deren verborgene Schönheit der helle Schein erst offenbart.

2. Die Schwestern.

Ein mit künstlerischem Geschmack eingerichtetes Atelier in der Villa Elisabeth zu Düsseldorf in der hellen Beleuchtung eines Februarmorgens. Vor einem Gemälde, an dem sie eben den letzten Pinselstrich macht, steht eine Dame in mittleren Jahren, deren feine, frühverblühte Züge von körperlichen und seelischen Leiden Zeugnis ablegen. Nun tritt die Malerin einige Schritte von der Staffelei zurück und betrachtete prüfend ihr Werk.

„Ich denke, ich kann nun nichts mehr an dem Bilde ändern," sagt sie, sich zu einer etwas älteren Dame wendend, die am Fenster sitzt und mit einer Handarbeit beschäftigt ist. „Bist Du zufrieden, Sophie?"

Die Angeredete muß sich erst sammeln, um zu antworten. Man merkt es ihr an, daß ihre Gedanken weit hinweggeeilt waren. Ihr Antlitz, dem man die einstige Schönheit ansah, ist streng und herbe. Ihrem Platz gegenüber steht in einer mit rotem Samt bekleideten Nische die Gruppe der drei Parzen, in Bronze ausgeführt. Zwischen Atropos, der furchtbaren, die den Lebensfaden durchschneidet und der Frau herrscht eine gewisse Aehnlichkeit. Sie liegt weniger in den Zügen, als in dem Ausdruck der Unerbittlichkeit, der beiden gemeinsam ist.

Nun steht die Dame von ihrem Platze auf und betrachtet das Gemälde in allen seinen Einzelheiten.

„Du kannst es ruhig seinen Weg in die Welt nehmen lassen, Elisabeth, es ist ein Kunstwerk."

Diese legt die Palette aus der Hand.

„Dennoch gebe ich es nur mit bangem Herzen fort."

„Du mußt Vertrauen zu Dir selber haben."

„Ich habe es, wenn auch nur in geringem Grade, allein dadurch gewonnen, daß Du mich ermutigtest."

„Du hast das Talent, ich den Mut für Dich. So hätten wir uns wieder einmal ergänzt. Die Frucht dieser Teilhaberschaft wird die Anerkennung sein, die Deine Arbeit in der Kunstwelt erringen wird."

„Wer Deine Festigkeit hätte!" seufzte die blasse Frau, die Hände in den Schoß sinken lassend.

„Nun, die meine reicht wohl für uns beide aus. Ich hoffe," setzte ihre Schwester, unwillkürlich einem lange gehegten Lieblingsgedanken folgend, hinzu, „Du wirst Dich in Hinsicht auf Eva auch in meine Auffassung hineindenken und, wenn Du sie zu der Deinen gemacht hast, der Tochter gegenüber Deinen Willen zur Geltung bringen. Handle auch in meiner Abwesenheit, als ob ich Dir zur Seite stände. Noch ist es Zeit."

„Ach, ich glaube gar nicht, daß es mehr als ein freundschaftliches Gefühl ist, das Eva für Ottomar Reinhold empfindet. Sie ist ja noch ein halbes Kind."

„Sie ist wohl noch zu unbefangen, um zu unterscheiden, wo die Grenze zwischen Freundschaft und Liebe ist. Aber eines Tages wird sie sich auch darüber klar werden, und das gäbe ein Unglück."

„Würdest Du es denn wirklich für ein Unglück halten, wenn sich die Herzen beider fänden?"

„Ja, dafür sähe ich es an."

„Und warum?"

„Ich halte Ottomar Reinhold für einen schwankenden Charakter."

„Er ist noch jung, die Festigkeit kommt mit den Jahren."

„Es gefiel ihm wohl, sich jeden Kampf ums Dasein zu ersparen und durch die Heirat mit einer vermögenden Frau die Armut ein für allemal von seiner Schwelle zu verscheuchen. Es kann nicht unser Wunsch sein, Eva zu einer solchen Mission gerade für gut genug zu halten."

„Du irrst, Sophie, wenn Du glaubst, daß Ottomar, dieser Idealist, an Hab und Gut gedacht hat."

„Es wird ihn wohl nicht zurückschrecken."

„Ottomar ist strebsam und ein hochbegabter Mensch; er hat sich große Ziele gesteckt, ich glaube, er wird sie erreichen. Reinholds sind alle wahre Künstler, von dem ältesten, dem Bildhauer, der so schrecklich ums Leben kommen mußte, bis zu diesem, dem jüngsten unter den Geschwistern."

„Vielleicht wird sein Streben in guten Verhältnissen erlahmen! Die Armut ist ein gutes Rüstzeug beim Emporklimmen. Berauben wir ihn dessen nicht. Es wäre nicht human gehandelt!" fügte Sophie spöttisch hinzu.

„Wenn Eva ihn wirklich liebt, werden ihr solche Gedanken nicht kommen."

„Es wäre ihr gerade zu wünschen, daß sie sie hätte, und sie einsähe, wie entwürdigend es für eine Frau ist, wenn ihre Vermögensverhältnisse dem Manne als Mittel zum Zweck dienen müssen."

„Ich dächte, die Frau könne es für ein großes Glück ansehen, dem Manne auf seinem Lebenswege vorwärts zu helfen, besonders, wenn er Künstler ist und sie ihm die Wege bahnen kann."

„Gerade die größten Künstler haben das allein fertig gebracht."

„Aber wie wurden sie in ihrer Reife durch die Sorge und das tägliche Brot gehemmt! — Mir geht immer das Herz auf, wenn ich höre, daß begüterte, hochherzige Menschen für ihre Brüder in Apoll eintreten und Not und Elend von ihnen nehmen. Die Willkür, mit der das Schicksal dem einen irdisches Gut, dem andern hohe Begabung verlieh, ist dadurch nur ausgeglichen."

(Fortsetzung folgt.)

Die grünen Plüschstühle.

Von O. Christensen. (Nachdruck verb.)

Herr Rethwilm saß mit seiner Gattin am Frühstückstisch. — Obwohl die Wintersonne freundlich ins Zimmer schien, war es doch unschwer zu erkennen, daß der eheliche Himmel keineswegs frei von Wolken war.

„Und ich sage es Dir kurz und gut, lieber Fritz," nahm seine bessere Hälfte das Wort: „Eins nur ist möglich, entweder wir

schaffen uns anständige Möbel an, oder wir müssen uns von der Gesellschaft vollständig zurückziehen. Meine Kaffeegesellschaft aber kann ich durchaus nicht mehr länger verschieben, es wird ja jetzt schon übel vermerkt, daß ich so lange damit gezögert habe."

„Aber liebes Kind," erwiderte der Gatte, so gieb sie doch in Gottes Namen! Es hindert Dich ja niemand!"

„Mit diesen Möbeln? Nimmermehr!"

„Sag mir nur, was Du eigentlich verlangst, liebe Elsa; meiner Meinung nach ist alles, wenn auch nicht gerade elegant, so doch für unsere Verhältnisse genügend."



Neues österreichisches Sanitäts-Fahrrad. (Mit Text.)

„Ja, Dir ist eben alles gut genug!" Euch Männern geht eben das feine Gefühl für so etwas vollständig ab, und doch sieht jedes Kind, daß der rote Plüschsofa, das einzig repräsentable Stück im ganzen Zimmer ist, zu dem sich die abgetragenen, grünen Stühle gerade so ausnehmen, als seien sie im ersten besten Trödlerladen gekauft. Ich kann Dir versichern, Fritz, ich habe mich bis auf die Seele geschämt, als gestern die Mrs. Klute hier war und alles so genau musterte. Es war überhaupt ein großer Fehler, daß wir nicht gleich die entsprechenden Sessel mit dem Sofa gekauft haben. — O, diese entsetzlichen Stühle, wenn ich sie nur nicht mehr zu sehen brauchte!"

„Die Zeit wird ja auch noch kommen, liebes Kind, und um die Wahrheit zu sagen: Halb und halb ging ich schon mit dem Gedanken um, Dir zu Weihnachten eine Ueberraschung zu bereiten."

„So, wirklich? Das wolltest Du? Du bist doch ein reizender Mann, sagte Frau Elsa, ihrem Gatten zärtlich um den Hals fallend. Aber weißt Du, Geliebter, bis Weihnachten sind's noch fünf Wochen! Ich habe gerade vor einigen Tagen die passenden Stühle bei Jacobys ausgestellt gesehen, und wie leicht wäre es möglich, daß sie bis dahin verkauft wären. Denke doch nur, Fritz, welche Enttäuschung das sein würde! Wie wäre es also, wenn wir uns sogleich auf den Weg machten? Fritzens letzte Bedenken waren bald überwunden und schon wollte er sich auf den Weg machen, als er zu seinem Erstaunen sah, daß seine Frau sich auch schon reisefertig machte.



Ansicht von Dornbirn. (Mit Text.)

„Nun, Elsa, wie verstehe ich das?" — sagte Herr Rethwilm in etwas gereiztem Ton. „Es kann unmöglich Dein Ernst sein, daß Du mich begleiten willst?"

„Und warum denn nicht, mein Lieber?"

„Nun, Du weißt doch, daß niemand im Hause ist, und daß wir unmöglich das Haus seinem Schicksal überlassen können!" —

„Also wieder die unselige Furcht vor Einbrechern! Bitte, nimm es mir nicht übel, lieber Fritz, diese beständige Furcht vor Dieben beginnt wirklich bei Dir krankhaft zu werden. Wer sollte nun wohl gerade bei uns einbrechen, und das am hellen Tage? Als ob es keine Nachbarn und keine Polizei in St. Louis gäbe! Und was ist denn überhaupt bei uns zu holen? Bares Geld haben wir nicht im Hause und unsere Kostbarkeiten tragen wir größtenteils bei uns; das ganze Haus werden die Einbrecher, welche Du überall siehst, ja wohl nicht davontragen! Ich begreife übrigens nicht, warum Du dich nicht längst gegen Einbruch versichert hast."

„Aus dem sehr einfachen Grund nicht, weil die Gesellschaft aus guter Ursache, für St. Louis speciell, eine so hohe Prämie verlangt, daß die Versicherung für mich sich kaum mehr bezahlt macht. Die einzige Sicherheit besteht eben darin, daß man selbst aufpaßt!"

„Nein, lieber Fritz, das lasse ich nicht gelten. Wenn man fortwährend um seine geringen Habseligkeiten in Angst sein und deshalb zu Hause bleiben soll, da scheint es mir am besten zu sein, man läßt sich gleich begraben. — Ja, lache Du nur!"

„So kann eben nur eine Frau sprechen, die in glücklicher Unkenntnis dessen lebt, was in ihrer Vaterstadt vorgeht. Du hast wohl gar keine Ahnung davon, daß unser geliebtes St. Louis seit Jahren das Eldorado der Straßenräuber und Einbrecher ist? Daß unsere Polizei, selbst wenn sie die beste der Welt wäre, fünfmal so stark sein müßte, als sie wirklich ist, um mit Erfolg dem Unwesen steuern zu können? Wenn Du nur einmal einen Blick in die Zeitung werfen wolltest, die Tag für Tag Berichte über die verwegensten Einbrüche bringt, obwohl der größte Teil in wohlverstandenem Interesse der Polizei gar nicht an die Oeffentlichkeit gelangt, so würdest Du vielleicht doch etwas weniger sorglos sein."

„Bitte sehr, ich lese jeden Tag die Zeitung!"

„Du meinst den Raum im Feuilleton, das weiß ich wohl, meine Liebe! Es ist eben das Unglück, daß ihr Frauen euch erst dann für eine Sache zu interessieren anfangt, wenn ihr selbst oder eure Freunde davon berührt werdet."

„Wenn es halb so schlimm ist, als wie Du es schilderst, lieber Fritz, so wird dieser Fall bei einem meiner Freunde wenigstens ja wohl in allernächster Zeit eintreten und ich mich dann mit allem Eifer der Einbrecherfrage widmen können! Bist Du jetzt fertig? — Es ist bereits neun Uhr."

„Ich bin jedenfalls von der Unmöglichkeit überzeugt, durch Vernunftgründe Dich irgendwie beeinflussen zu können und verzichte auf jeden weiteren Versuch in dieser Richtung."

„Nun, dann laß uns gehen, Du böser Mann!" sagte Frau Elsa lächelnd, ihrem Gatten einen leichten Schlag mit dem Schirme versetzend. Der nächste Tramwagen entführte das wieder versöhnte Ehepaar nach der unteren Stadt, wo es alsbald im Jakobyschen



Der Lenz ist wieder erstanden. Von R. Beyschlag. (Mit Text.)

Nach einer Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Möbellager verschwand. Alles ging nach Wunsch, die betreffende Garnitur war nicht verkauft und eine halbe Stunde später war Elsa die Besitzerin von sechs prächtigen roten Plüschsesseln, genau zum Sofa passend, die der gefällige Ladenbesitzer noch am selben Tage schicken zu wollen versprach.

Die junge Frau war in fröhlichster Stimmung, mit triumphierendem Lächeln zog sie ein Päckchen Briefe aus der Tasche und ließ es in den nächsten Kasten gleiten; es waren die Einladungen zur Kaffeegesellschaft, welche sie in sicherer Erwartung ihres Sieges, schon vorher geschrieben hatte. „Doch nun müssen wir uns beeilen, Fritzchen,“ sagte sie hold lächelnd, „denn es giebt bis morgen noch viel für mich zu thun! Noch waren zwei Stunden nicht verflossen, da bog Herr Rethwilm mit seiner besseren Hälfte schon wieder in die heimatliche Straße ein; der letzte Teil des Weges mußte zu Fuß zurückgelegt werden.

„Hallo, Mr. Rethwilm!“ ließ sich eine männliche Stimme vernehmen, „gut, daß ich Sie endlich treffe!“

„Womit kann ich dienen, Herr Nachbar?“

„Nur mit einigen Stunden Wachtdienst, Herr Rethwilm! Sie haben doch jedenfalls schon davon gehört, daß wir im Begriffe stehen, eine Vigilanzmannschaft zu bilden, um uns selbst den Schutz zu verschaffen, den uns die Polizei nicht gewährt. Die Zustände, in denen wir uns hier befinden, sind ja wirklich ganz unhaltbar geworden: In der letzten Nacht wieder sechs Einbrüche in unmittelbarer Nachbarschaft! Was sagen Sie dazu, Mrs. Rethwilm? Haben Sie die Schüsse in der Nacht nicht gehört? Einer von den Kerls muß verwundet worden sein, denn man konnte am Morgen deutlich eine Blutspur wahrnehmen. Sagen Sie einmal, Herr Rethwilm, zieht denn in Ihrem Hause wieder jemand aus?“

„Wieso denn? Es kann niemand ausziehen,“ erwiderte der Gefragte lächelnd, „denn seit einigen Monaten bewohnen wir das Haus alleine.“

„Sonderbar! Vor kaum einer halben Stunde sah ich einen mit Möbeln bepackten Wagen an Ihrem Hause stehen, gerade im Begriffe, davonzufahren. Ich dachte noch bei mir selbst: Bei Ihnen wird aber oft umgezogen, nahm aber weiter keine Notiz davon. Lassen Sie denn Ihre Wohnung ganz unbewacht, wenn Sie fortgehen? Da sollten Sie doch gleich einmal —“

„Bitte! Was für Möbel waren es denn?“ fragte Frau Rethwilm hastig.

„So genau habe ich das nicht gesehen, es schienen aber gute Sachen zu sein, ein roter Plüschsofa ist mir deutlich erinnerlich.“

Mrs. Rethwilm mußte sich auf ihren Gemahl stützen.

„Da haben wir's!“ rief der Gatte verzweifelt, während Elsa aus dem Antlitz jede Spur triumphierenden Lächelns verschwunden war, momentan keines Wortes fähig zu sein schien.

Bis zur Wohnung war es nur noch eine kurze Strecke; diese wurde mehr laufend als gehend zurückgelegt. Große Ereignisse pflegen ihre Schatten vorauszuwerfen, ähnlich war es auch hier, nur daß in diesem Falle der Schatten zurückgeworfen wurde. Eine passendere Vorbereitung, als eine halb offen stehende Hausthüre, welche noch vor wenig Stunden von den Zurückkehrenden selbst verschlossen worden war, hätte es wohl kaum geben können. Herr Rethwilm war sich der Situation vollkommen bewußt; als vorsorglicher Gatte jedoch ging sein Streben zunächst dahin, die Schwere des zu erwartenden Schlages Elsa gegenüber abzuschwächen. So war er im entscheidenden Moment sogleich an ihrer Seite. Die arme Frau war die zu der oberen Etage führende Treppe mehr hinaufgeflogen als wie gegangen. Als sie dann das Parterre durch die offen stehende Thüre betrat, da war es mit ihren Kräften zu Ende. Mit einem Schrei des Entsetzens sank die Aermste in die Arme ihres Getreuen, welcher die Ohnmächtige sanft in einen Sessel gleiten ließ.

Das am Morgen noch so behagliche Zimmer bot aber auch einen Anblick, daß selbst einem weniger zart besaiteten Wesen die Haare dabei zu Berge stehen mußten. Weit mehr, als durch das Vorhandene, wurde diese niederschmetternde Wirkung durch das Fehlende hervorgebracht: Genau genommen fand sich außer einem Chaos wild durcheinander gewürfelter, meist wertloser Sachen eigentlich nichts mehr vor; nur die grünen Plüschstühle standen vollzählig um einen kleinen zerbrochenen Tisch herum aufmarschiert. Auf einem derselben war ein Zettel befestigt mit der Aufschrift: „Zu unmodern! Kein Trödler kauft uns solche Sachen ab.“ Bald fanden sich die lieben Nachbarn ein, verschiedene hatten auch das Aufladen der Sachen bemerkt; Frau Klute hatte sich sogar erkundigt, was das zu bedeuten habe; da die Leute aber so ruhig und geschäftsmäßig zu Werke gingen und noch obendrein das Formular einer Möbelhandlung vorzeigten, wonach sie den Auftrag hatten, behufs Umtausch die Möbel zu entfernen, so habe sie geglaubt, daß alles in Ordnung sei; übrigens wäre es der Mrs. Wright ja auch nicht besser ergangen, nur mit dem Unterschiede, daß diese bei ihrer Rückkehr überhaupt nichts mehr vorgefunden habe. Wie die Kaffeegesellschaft am nächsten Tage ausgefallen, darüber ist nichts Sicheres bekannt geworden. Der Sorge, wem der Ehrenplatz auf dem Sofa anzuweisen sei, war die Hausfrau wenigstens überhoben. An Unterhaltungsstoff wird es jedenfalls nicht gefehlt haben; hoffen wir, daß dieser im stande gewesen ist, die Leere des Zimmers einigermaßen zu ersetzen, und daß der Schwergeprüften, bei welcher seit jenem Tage die grüne Farbe förmlich verhaßt war, zu Weihnachten doch noch eine Ueberraschung zu teil geworden ist!

Ein verhängnisvoller Tag.

Eine häusliche Skizze von Th. Ebner. (Nachdr. verb.)

Meine Frau geht seit Tagen mit kummervoller Miene im Hause umher; ihre Sparsamkeit, sonst das Entzücken meines Daseins, hat etwas geradezu Krampfhaftes, und so oft sie nur den Gedanken an eine neue Ausgabe von ferne angedeutet glaubt, überfällt sie eine Aufregung, deren Grund ich mir nicht zu deuten weiß. Sie zu fragen nach ihres Kummers Ursache, dazu fehlt mir der Mut; — noch fernerhin mit anzusehen, wie sie offenbar unter einer geheimen Angst und Sorge leidet, dazu fehlt mir die Gleichgültigkeit und so stehe ich da und weiß mir nicht zu helfen. Meine Andeutungen allgemeinster Natur begleitet sie mit tiefen Seufzer, meine befriedigten Aeußerungen, daß alle Rechnungen glücklich bezahlt seien, veranlaßten sie zu einem schmerzlichen Lächeln, und mit jedem Tage mehren sich die Symptome, die auf irgend etwas recht Bedenkliches an ihrem geistigen oder körperlichen Befinden schließen lassen.

Aengstlich in Gedanken an allerlei schreckliche Dinge, von denen man gegenwärtig so vielerlei liest, beobachte ich meine bessere Hälfte und kann nur konstatieren, daß ihr Zustand mir immer rätselhafter wird. Schlaflosigkeit ist ein sehr besorgniserregendes Zeichen, ihr Seufzen klingt in der Nacht wie eine fürchterliche Anklage gegen den Mann, der kalt und teilnamlos neben ihr in den Tag hinein schlummert. Ich habe sogar unseren Hausarzt, einen sehr vernünftigen Mann, zu Rate gezogen, er hat die Achseln gezuckt, und ich war so klug wie zuvor.

Jetzt schreiben wir den 15. März, und mit dem Beginnen dieses Monats haben auch ihre und meine Leiden begonnen. Ich glaube, ich habe etliche graue Haare mehr bekommen, das Essen mundet mir nicht mehr, auch ich fing an, krank zu werden, ich habe keine Ruhe daheim und keine Rast draußen, ein unsichtbares und unnennbares Gespenst jagt mich umher, und niemand ist, der mir raten, der mir helfen kann. Ich sehe schon den Ruin meines Daseins voraus, ich entdecke nun mit einem Male, daß die sonst so pünktlich geführte Haushaltung in neuerer Zeit allerlei Mängel aufzuweisen hat, mein Unbehagen steigert sich, meine Nervosität macht mich unverträglich mit meinen besten Freunden, macht mich, den sanftesten Menschen und Beamten, zum händelsüchtigen Wüterich, — ich bin mir selbst zur Last und weiß nicht warum.

Und wie ich wieder einmal kummervoll meiner friedlichen Behausung zusteuere, begegne ich abends meinem Hauswirt, — merkwürdig, wie artig mich der Mann heute begrüßt — und wie ich ihm auf seine Frage nach meinem Befinden von „schweren Zeiten“ spreche, da lächelt er so verständnisinnig, drückt mir teilnehmend die Hand und eilt ohne ein Wort davon. Ich muß gestehen, sein Lächeln giebt mir zu denken, denn es ist so eigenartig diesesmal, so vielsagend. Will er mir nun nach fünfzehn Jahren am Ende gar kündigen, — oder mich steigern? — Ich bin auf alles gefaßt. — „Kündigen“ — Da fährt es mir wie ein Blitz durchs sorgenschwere Haupt, — ich beflügle meine Schritte — ich eile heim, und noch ehe ich meine Frau begrüßt, greife ich nach dem Kalender. Des Rätsels Lösung ist gefunden! — Sie heißt einfach „Hauszinstag“ — Der Tag „Miseri cordias“ für den Mieter, und der Tag „Jubilate“ für den Hausherrn.

Na also — nun erinnere ich mich ja auch, daß diese Zustände meiner Frau mit peinlicher Regelmäßigkeit sich jeweils an das Herannahen des Mietzinstages knüpfen, nun verstehe ich ihre Sorgen und ihren Kummer und nun kann ich ihn wenigstens redlich mit ihr tragen.

Und so oft mir diese Erkenntnis kommt, — denn auch ich leide genau wie sie an diesem Wechselfieber, ebenso oft fasse ich die Hand meines Ehegesponses, und den Beginn meiner Rede, der gewöhnlich lautet: „Liebe Karoline“ beantwortet sie mit einem seufzenden und sorgenvollen „Lieber August.“ — Ich pflege dann in meiner wohl stilisierten und diplomatisch gehaltenen Hauszinsrede von den Lilien auf dem Felde und von den Haaren auf unserem Haupte auszugehen, berühre kurz die politischen Kombinationen und Konstellationen unserer Zeit, komme flüchtig auf den laufenden Kurs unserer Staatspapiere zu sprechen, — gehe dann mit einer kühnen allegorischen Wendung zu dem teuren Lebensunterhalt über und bin endlich glücklich da angelangt, wohin ich als kluger Steuermann mein Schifflein lenken wollte.

Und dann wiederholt sich mit einer geradezu rührenden Regelmäßigkeit der gleiche Vorgang. Ich hole das Haushaltungsbuch und meine Frau das Geldkästchen, und jedesmal finden wir, daß sie sich einmal wieder unnötigerweise gesorgt, daß die Summe, die erforderlich ist, um das Ungeheuer eines Hausherrn wieder für einige Monate zufrieden zu stellen, auf Mark und Pfennig beieinander ist. An einem solchen Abend behagt uns unser frugales Mahl doppelt, und mit der Nachsicht eines geduldigen Ehemanns höre ich allemal wieder die Geschichte von der Schwester meiner Frau, die an einen ehrsamen Pfarrer auf dem Lande verheiratet ist, und es dort so gut hat, „weil Pfarrer keinen Hauszins zahlen müssen."

Wir sind zusammen zwei sparsame Leutchen; meine größte Ausgabe, wenn ich des Abends einmal ausgehe, übersteigt nicht eine Mark, wir haben gottlob unser schönes Auskommen, und auch ein Sümmchen in Papier angelegt. Aber auch für uns ist der Pfahl im Fleisch doch immer der Hauszinstag mit all seinen Anforderungen und Ausgaben.

„Zu was hätte man nicht das schöne Geld verwenden können," seufzt meine Frau, wenn sie unserem Hausherrn den Obolus entrichtet. — „Die Mietzinse steigern sich aber auch immer mehr," jammert unsere gute Hausfreundin, die verwittwete Frau Oberamtmännin, die mit ihrem dicken Mops jedes Jahr beinahe viermal umzieht. „Heute nur möchte ich Hausbesitzer sein," denke ich selbst, und höre dabei im Geiste, wie das Geld in dem Kasten klingt, in dem Kasten des Mannes, der in hausherrlicher Erhabenheit an seinem Schreibtisch thront, und mit mitleidigem Kopfnicken unsern sauer ersparten Mammon empfängt, um ihn zu dem übrigen zu legen. Besser dran bin ich ja immer noch als manche meiner Mit-Ehemänner und die Bewunderung für die Seßhaftigkeit meines Ehegespons wächst, wenn ich des Abends von dem Kanzleirat die Leiden des Umzugs schildern höre, wenn mir der Herr Registrator in einem Plauderstündchen auf der Amtsstube von seinen Erfahrungen als Mietsmann erzählt, und die Ansicht kundgiebt, schon im nächsten Vierteljahr wieder umzuziehen. Ich freue mich meines behaglichen Daseins, wenn ich durch die Straßen gehe, und die riesigen Möbelwagen erblicke, so etwas wie Leichenwagen, in denen die Gemütlichkeit eines eigenen Heims zu Grabe getragen wird. — Entsetzen faßt mich vor der Hausfrau meines Freundes, die mir lächelnd erklärt, wie sehr sie sich auf den Umzug freue, und ich begreife den Mann nicht, der sich wie ein geduldiges Opferlamm von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung schleppen läßt, um am Ende als kluger Gatte alles der besseren Einsicht seiner Ehehälfte zu überlassen, und sich seufzend im stillen, mit dem Lächeln der Verzweiflung auf dem Gesicht, in den unvermeidlichen Umzug zu schicken. Es ist wahr, die Hausherren sind Tyrannen, sie wollen uns vorschreiben, wenn wir nach Hause kommen sollen, sie gewähren uns nur nach schwerem Kampfe die Gnade eines Hausschlüssels. — Vorlesungen über Kindererziehung und Nationalökonomie sind ihnen geläufig wie kaum einem Professor. Unsere bescheidensten und natürlichsten Wünsche werden von einem Quartal zum andern einer reiflichen Ueberlegung unterzogen, bleiben gar oft ohne jeglichen Bescheid, und wenn wir dann den Mut haben, dieses angenehme Verhältnis zu lösen, um in Gottesnamen die Wanderung wieder von neuem zu beginnen, wenn alle unsere Vorwürfe und Bitten, unsere Versuche, dem Hohen seine Versprechung ins Gedächtnis zurückzurufen, mit stummem Achselzucken, oder gar mit einem Blick nach der Thüre beantwortet werden, wer will es uns verübeln, wenn uns da Verachtung der Menschen im allgemeinen und unserer Hausbesitzer im besonderen ergreift, so daß wir endlich mit Kündigung drohen, um zu unserem Entsetzen diese doch gar nicht so recht gemeinte Aeußerung mit einem kühlen „Soll mir sehr angenehm sein" beantwortet zu sehen.

Dessen bin ich sicher — es giebt noch liebenswürdige Hausherren. Das Töchterlein mißhandelt bis in die tiefe Nacht hinein sein Klavier und am andern Tage werden wir von der Mutter gezwungen, unsere schrankenlose Bewunderung für das eminente Talent ihres Sprößlings auszusprechen. — Die „lieben Kleinen" beehren uns tagtäglich mit ihrem Besuch, um unsere ordentliche Haushaltung in ein Chaos von Unordnung zu verwandeln; einzelne Teile unseres Küchengeschirrs und sogar unserer Möbel sind in ständiger Pension bei unserem lieben Hausherrn; solche Liebenswürdigkeiten sind unser Entzücken wie sie meinen, unser Entsetzen, wie wir uns in stillen Stunden, wo kein Horcher an der Wand ist, zu sagen wagen. — Sie sind beinahe ausgestorben, die wahrhaft gemütlichen Hauspatrone, die sich freuten mit uns und trauerten mit uns. Wir sind ihnen nicht mehr ein Glied ihrer Familie, sondern ein notwendiges Uebel, ein Stück Kapital, aus dem man möglichst reiche Zinsen schlagen müsse.

Ich sei wohl selbst niemals Hausbesitzer gewesen? meint der geneigte Leser.

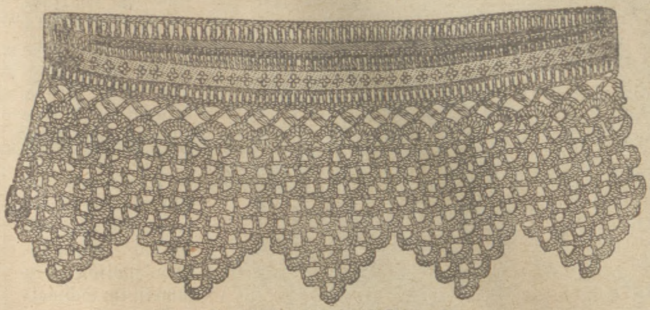
Und wenn ich es wäre?

Ja wer weiß, ich bin ein Mensch wie andere.

FÜR'S HAUS

Beinkleidansatz in Häkelarbeit.

Der breite Zackenrand des Ansatzes wird in schrägen hin- und hergehenden Reihen gehäkelt, die fortlaufend gleichmäßige Maschen bilden. Aus 36 Anschlagmaschen beginnt man, auf diesen zurückgehend, die 1te Reihe: * 1 f. M. in die 2te M., — 7 St. um die folgenden 4 M., vom * sechsmal wiederholen. Wir sind nun am oberen Rande des Zackenteils angelangt, wo eine gerade Linie hergestellt werden muß, dazu hat man zu wenden und die 2te Reihe zu häkeln mit: 8 Lftm., — 1 Dpst. in das zuletzt gehäkelte St. vor. R., — * 1 Lftm., — 2 durch 4 Luftm. getrennte Dpst. in das mittelste St. der Masche, — vom * sechsmal wiederholen. 3te Reihe 1 f. M. auf das erste Dpst., — * 7 St. um die 4 Lftm., — 1 f. M. um die folgende Lftm., — vom * siebenmal wiederholen. 4te Reihe wie die 2te, doch hat sich diese wieder um eine Masche vermehrt. In dieser Weise wird fortgearbeitet, bis zur 7ten R., die 10 Maschen zählt. Die 8te R. arbeitet man wie die 2te, aber nur 7 Maschen, denn mit dieser Reihe beginnt die zweite Zacke, man fährt dann in der beschriebenen Weise fort, bis der Ansatz zehn Zacken zählt; diesen schließt man alsdann zur Rundung, indem man die noch fehlenden und verbindenden Dpst. durch auf der Rückseite der Arbeit ausgeführte Kettenmaschen ergänzt. Am oberen Rande des Zackenteils sind nun zwei Touren zu häkeln. 1te Tour: 1 f. M. um das querliegende St., — 7 St. um die folgenden Lftm., — fortlaufend wiederholen. 2te Tour: 1 f. M. in das 4te der 7 St. vor. T., — 4 Lftm., — 2 vereinigte Dpst. in die vorhin gehäkelte f. M., mit dem letzten Fadenschlag dabei alle auf dem Haken befindlichen Schlingen abarbeiten, — 4 Lftm., — fortlaufend wiederholen. Als Bündchen für den Ansatz dient ein durch Naht zur Rundung geschlossenes, 46 Cent. langes Picotbändchen, welches zu beiden Seiten mit je einer Tour Stäbchen, die von je 1 Lftm. unterbrochen werden, zu behäkeln ist. Zur Verbindung von Bündchen und Zackenteil ist noch eine Tour notwendig. Man häkelt: 1 f. M. in den Kopf der vereinigten Dpst. des Zackenteils, — 4 Lftm., — an einer Lftm. des Bündchens anschlingen, — 4 Lftm., fortlaufend wiederholen. Das Anschlingen an das Bündchen wird abwechselnd hinter dem dritt- und viertfolgenden St. ausgeführt.



Beinkleidansatz in Häkelarbeit.

Frühlingslied.

Der Himmel ist so helle,
Und Wald und Wiese grün,
Ich lieg' am Rand der Quelle,
Wo zarte Primeln blüh'n.

Wie ist ihr Duft so süße!
Wie schallt der Vöglein Lied!
Ich atme Wonn' und grüße,
Was nur zu bald entflieht.

Die Vögel wandern wieder,
Der Blütenbaum verdorrt;
Der Bach und meine Lieder,
Die rauschen immerfort.

W. Fischer.

UNSERE BILDER

Neues österreichisches Sanitäts-Fahrrad. Auf Anregung der österreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuz ist ein Sanitätsfahrrad konstruiert worden, das gegenwärtig in verschiedenen Garnisonen erprobt wird. Vom gewöhnlichen Zweirad unterscheidet es sich dadurch, daß die Räder neben einander gestellt werden können, und außerdem sind zwei Gabeln beigegeben, durch deren Einfügung das Rad sich in einen zweiräderigen Handkarren verwandeln läßt, auf dem ein Verunglückter oder Verwundeter in horizontaler Lage gebettet werden kann; die entsprechenden Matten und Kissen sind dem Rade aufgeschnallt. Der Gebrauch des Sanitätsfahrrades gestaltet sich also folgendermaßen: der dem Sanitätscorps beigegebene Mann fährt eiligst mit dem Rade an die Stelle des Unfalls, verschiebt die Räder und stellt so den Karren her, auf dem er den Verunglückten oder Verwundeten dorthin schiebt, wo ihm Hilfe zu teil werden kann. Mitsamt der Ausrüstung hat das Sanitätsfahrrad ein Gewicht von 24 Kilogramm, und einschließlich der ersteren stellen sich die Kosten auf 240 Kronen für das Stück.

Die jüngste Stadt Oesterreichs. Die bisherige Marktgemeinde Dornbirn im Vorarlberg, 430 Meter über dem Meer, am Ostrand des Rheinthales gelegen, ist vor kurzem durch kaiserliche Entschließung zur Stadt erhoben worden. Der Name Dornbirn dürfte von thorn = Dorn und byron = Wohnung herstammen; es ist dies um so wahrscheinlicher, da in alter Zeit die ganze heutige Rheingegend ein mit Gestrüpp bewachsener Sumpf war. Urkundlich taucht der Name bereits im neunten Jahrhundert (895) als Turrinpuirron, im zehnten

Jahrhundert (957) als Thornbinra auf. In einer Urkunde vom Jahre 1172 wird eines Edelgeschlechtes von Dorenburron Erwähnung gethan. Später sind die Edeln von Siegberg und Knie, dann die Klöster Hofen und Weingarten und die Grafen von Montfort im zeitweiligen Besitz von Dornbirn. Sie erbauten hier ein Schlößchen und eine Kapelle. Mit dem Sinken ihrer Macht wurde Dornbirn immer selbstständiger und kaufte sich 1771 ganz frei. In den Jahren 1806 bis 1814 stand es unter bayrischer Regierung. Die junge Stadt, bekannt durch ihre Spinnereien, Webereien, Druckereien, Färbereien und Appreturen, ist ein begüterter Ort mit 14,000 Einwohnern. Zwischen den zumeist im Schweizerstile gehaltenen Häusern und Villen dehnen sich Gartenanlagen und Wiesen aus. Ein hervorragend schöner Bau ist die Pfarrkirche mit ihrem großen, auf jonischen Säulen ruhenden Portikus.



Durch die Blume.

Bankier A.: „Ich glaube, Ihre Frau Mutter sieht mich nicht gern, Fräulein Klara."
Fräulein Klara: „O, da sind Sie aber gänzlich im Irrtum. Erst gestern sagte sie, was für einen guten Ehemann Sie abgeben würden."

Der Lenz ist wieder erstanden. Er kam erst zaghaft, er setzte schüchtern einen Fuß auf die schwärzliche Erde in Gestalt eines warm lächelnden Sonnenstrahls und unter ihm erhoben Krokus ihre buntfarbenen Köpfe und schauten zum weißblauen Himmel — dann fand sich der Staar ein und bezog sein Sommerhäuschen auf den Bäumen, und der Weißdorn war plötzlich mit schimmernden Blüten bedeckt, das Gras sproßte und die Veilchen dufteten aus grünem Versteck. Wie war mit einemmal der Himmel so blau, es schwammen die kleinen Wolken in lachendem Goldduft und der Menschen Herzen verspürten eine freudige Sehnsucht, die engen Mauern der Stadt, wo der Frühling nur zu fühlen, aber nicht zu sehen war, zu verlassen und auf das freie Feld, auf Au und Wiese hinaus zu wandern; die junge Mutter ruft ihren Kleinen zu: „Der Lenz ist da. Kommt, wir wollen Blumen pflücken und die Vöglein singen hören!" — und jubelnd springt der Knabe herbei und das Mädchen wirft die Puppe fort und hält sich leuchtenden Auges am Kleide der Mutter; diese nimmt ihr Jüngstes auf den Arm und wandert hinaus zum Stadtthor. In ihr ist der Sommer des Glückes, aber die Kleinen sind ihr der verkörperte Frühling, junges, zartes Dasein, das sich gleichsam eben erst in das Leben hinausgewagt — der Knabe dem gaukelnden Schmetterling gleichend, das Mädchen wie die Primel auf der Wiese, das Kleinste die rosige Knospe am Zweig. Sie erinnert sich plötzlich an ihre Kindheit und ein Bild steigt in ihrer Seele auf, wo sie sich sieht, gleich ihrem Töchterchen fest das Gewand der Mutter haltend, zum nahen Walde wandeln. Wie lange das doch schon her ist und was alles dazwischen liegt, sinnt sie, ein mächtig Stück Leben, und doch ist sie noch so jung — auch den Staar sieht sie, als ob er noch derselbe wäre, der damals mit so klugen Augen auf sie niedergeschaut, mit Augen, wie wenn er sprechen könnte. Er trug Moos zum Neste, für die kommende Generation zu sorgen. Damals hielt sie das für Spiel, heute weiß sie, daß dies tiefer Ernst ist, und sie denkt an den Gatten, der rastlos für sie und seine kleine Familie arbeitet, indes sie den Kindern den Lenz zeigt und das kleine Volk Lenzluft genießen läßt.

ALLERLEI.

Unbedacht. „Sie sehen so abgespannt aus, Frau Doktor. Sie haben wohl heute schon viel langweiligen Besuch gehabt?" — „O nein, Sie sind der erste."

Zweideutiges Kompliment. Professor: Herzensgüte verschönt auch das häßlichste Antlitz. Ein guter Mensch ist nie häßlich. — Altes Fräulein: „Wie finden Sie mich denn, Herr Professor? — Professor: O, mein Fräulein, Sie sind — herzensgut."

Stoßseufzer. A.: „Unser neues Dienstmädchen ist eine Perle. Sie kocht sehr gut, ist sparsam, geht nie aus und macht nie Klatschereien." — B.: „Ach, warum habe ich diesen Engel nicht vor meiner Verheiratung kennen gelernt!"

Ein Esel ist dabei! Der oft sehr zerstreute Kabinettsrat von Spielmann in Wien sollte einst den preußischen Gesandten, Baron von Riedesel bei dem damals allmächtigen Minister Fürsten von Kaunitz anmelden. Er that dies in seiner Zerstreutheit mit den Worten: „Ew. Durchlaucht — Baron Steinesel." — Lächelnd entgegnete der preußische Gesandte: „Durchlaucht, ein Esel ist allerdings dabei, ich aber heiße von Riedesel." W.

Invalidenprivilegien. Nach dem Frieden zu Riswyck dankte durch eine Bekanntmachung vom 14. Januar 1698 Sachsen seine Soldaten ab, erlaubte aber denen, die früher Handwerker gewesen, ihre Beschäftigung wieder aufzunehmen, versprach auch denen, die sich im Kurfürstentum niederlassen würden, „Gnade, Schutz und Vorschub." Sie durften sich in „wüsten" Baustellen und verlassenen Wohnungen niederlassen, ohne daß ihnen diese etwas gekostet hätten, wenn deren einstige Inhaber und Besitzer sich „nach öffentlicher Citation binnen drey Sächsischer Fristen" nicht meldeten. Sie sollten vier Jahre lang von allen Steuern und Abgaben frei sein und als Meister in die Innung aufgenommen werden, ohne die vorgeschriebenen Wanderjahre nachweisen zu können, ja auch ihr Meisterstück sollte möglichst einfach und wenig kostspielig sein. D.

Charakteristische Antwort. Jakob Ampot, geboren zu Melun in Frankreich im Jahr 1513, war der Sohn eines armen Gerbers und schwang sich nach und nach zum Bischof von Auxerre und Großalmosenier von Frankreich auf; er hatte mit großer Belesenheit und Gründlichkeit eine Geschichte Frankreichs geschrieben, die allgemein bewundert ward. Er führte sie indes nur bis zu einem gewissen Abschnitte fort, und als man ihn nach dem Grunde hierfür fragte und ihn aufforderte, doch auch das Leben und die Geschichte derjenigen französischen Könige, unter denen er gelebt habe, zu beschreiben, antwortete er: „Ich bin meinen Gebietern viel zu sehr ergeben, um ihr Leben zu beschreiben!"

GEMEINNÜTZIGES

Beim Ankaufe von Bienenvölkern achte man auf Volksstärke, Weiselrichtigkeit, tadellosen, nicht zu alten Bau und genügenden Honigvorrat.

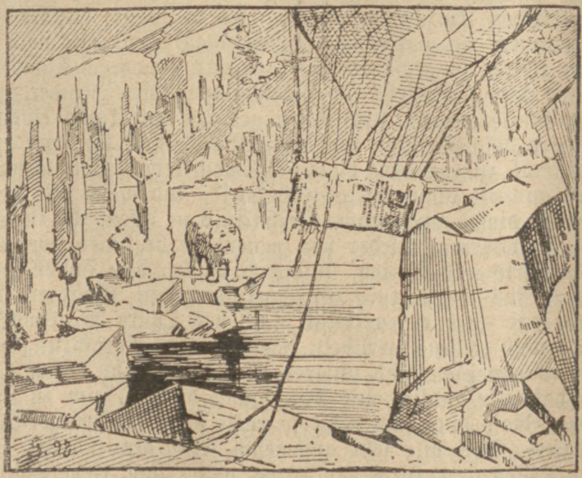
Rosendünger. Ein gutes, kostenloses Düngemittel für Rosen des freien Landes ist Seifenwasser. Dieses sollte man überhaupt niemals wegschütten, sondern, wo Gelegenheit dazu ist, stets in Gärten verwenden, da es auf Weinstöcke, Obstbäume, Gemüse aller Art u. s. w., sowie auch auf den Graswuchs eine günstige Wirkung ausübt.

Wenn frisch gepflanzte Bäume nicht austreiben wollen, aber doch noch grün sind, so ist es sehr empfehlenswert, die Leitzweige, wenn es nicht schon vor dem Pflanzen geschehen ist, um einige Wurzeln einzukürzen.

Grießklöße. Ein halbes Liter Milch wird zum Sieden gebracht; in diese rührt man 250 Gramm Gries, läßt ihn etwas kochen und nimmt ihn vom Feuer. Dann wird 140 Gramm Butter mit 3 Eiern abgerührt, der inzwischen erkaltete Gries mit dem nötigen Salz darunter gemischt, aus der Masse apfelgroße Klöße gedreht, in siedendem Salzwasser eine halbe Stunde zugedeckt gekocht, mit dem Seiher aus dem Wasser gehoben, auf eine erwärmte Platte gelegt und mit gerösteten Semmelbröseln aufgeschmälzt.

Die Schnittflächen an den Wurzeln frisch zu pflanzender Obstbäume dürfen weder mit Baumwachs, noch mit anderem luftabschließendem Material verstrichen werden. Diese unnütze Vorsorglichkeit kann unter Umständen das Eingehen des Baumes zur Folge haben, verhindert und erschwert aber doch im günstigsten Falle die Neubildung von Callus und Wurzeln. Das einzig richtige Verfahren ist, mit einem scharfen Messer einen glatten Schnitt zu machen und die Schnittflächen unverstrichen zu lassen. Der Schnitt muß quer durch die Wurzel erfolgen, damit die Wunde klein ausfällt. Bäume, welche Neigung zur Pfahlwurzelbildung zeigen, müssen an dieser stark beschnitten werden, damit die seitlichen Wurzeln sich besser entwickeln.

Vexierbild.



Wo ist Andree?

Logogriph.

Mit n ist es willkommen
Stets dem, der müde ward.
Wird a dafür genommen,
Dann ist es eisenhart. —

Charade.

Das harte Erste stützet dich,
Am andern übt der Turner sich,
Und mit dem Ganzen wird genannt
Dir eine Stadt am Meeresstrand.

Julius Falck.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10. Eine Stadt im Rheinland.
2 4 3 8 6 7 4. Eine Stadt in Holland.
3 8 2 4 8 3. Ein deutscher Dialektdichter.
4 3 9 8 5 4. Eine Stadt in Oesterreich.
5 8 9 10 8. Ein feiner Kleiderstoff.
6 7 8 5 4 8 3. Eine Stadt in England.
7 8 6 7 4. Ein Fisch.
8 9 10 8 3. Ein deutscher Fluß.
9 1 9 5. Eine Sumpfvogelgattung.
10 9 8 5 4. Eine Stadt in Belgien.
Die Anfangsbuchstaben ergeben 1—9.

Paul Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Zaum, Saum, Baum. — Der Charade: Mai, Käfer, Maikäfer.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.